

Alle reden von „Gottesbildern“. Welches ist denn nun das richtige?

Von Pfr. Dr. Tobias Eißler

Es ist modern geworden, lieber von „Gottesbildern“ zu sprechen als von Gott. Damit wird angenommen, dass Menschen eine jeweils subjektive Sicht von Gott haben mögen – eine Sicht, die aber nicht verallgemeinerbar sei und schon gar nicht anderen aufgezwungen werden dürfe. Doch was sagt die Bibel dazu?

Wie man heute von Gottesbildern redet

Gottesbild Nr. 1: „Gott ist keine Person“

Wer im Internet das Suchwort „Gottesbild“ eingibt, trifft auf Karen Armstrong, eine führende Religionswissenschaftlerin. Ihre Hauptthese lässt sich in etwa so zusammenfassen: Zu allen Zeiten haben sich Menschen Gottesbilder nach ihren jeweiligen Bedürfnissen geformt. Da es sich um Projektionen der Menschen handle, könne man Gott aber keinesfalls als höchstes Wesen bezeichnen, weil er überhaupt kein Wesen sei. Man dürfe auch nicht an eine Person denken, dürfe von Gott auch nichts Konkretes erwarten, etwa dass er segnet, schützt oder heilt. Wenn man überhaupt von Gott sprechen könne, dann nur in Form von Erfahrungen, die über alles Klare, Fassbare, Verständliche hinausgingen. Solche nebulösen Gotteserfahrungen und -gefühle hätten die alten Griechen in ihren Göttergeschichten ausgedrückt. Ganz falsch sei dagegen ein Glaube, der die Bibel mehr oder weniger wörtlich versteht. Interessanterweise wendet sich Armstrong auch gegen den neuen Atheismus: Dieser sei falsch, weil er den klar erkennbaren Gott ablehne, den es doch gar nicht gebe. Was unmittelbar zur Frage führt, ob man Gott dann überhaupt noch braucht? Ja, antwortet Karen Armstrong: als Halt und Trost bei Krankheit und bei Tod.

Klar ist: Armstrong lehrt ein eigenes „Gottesbild“, anders als die Bibel, weil die Bibel Gott selbstverständlich als Person vorstellt, die die Welt schafft und mit uns spricht. Weil Gott uns belehrt, deshalb gibt es klare Grundsätze und Lehrsätze des Glaubens. Sie schließen Erfahrungen mit Gott nicht aus, sondern ermöglichen sie erst. Es erscheint absurd, Gott erst zum Nichts zu erklären, und dann zu erwarten, er könne in der Not noch Halt und Trost sein. Insofern ist das typische Gottesbild des Gottfernen so etwas wie ein ferner Gottesnebel: er schwebt vor sich hin, hat aber kein Gesicht, ist nicht in Wort und Tat auf dieser Erde aktiv.

Gottesbild Nr. 2: Gott sieht für jedes Lebensalter anders aus

Religionspädagogen beschäftigen sich mit dem Thema „Gottesbild“, indem sie Kinder in verschiedenen Lebensaltern nach Gott fragen, manchmal auch Gott malen lassen, und dann versuchen, die Entwicklung des Gottesbildes in der Lebensgeschichte zu beschreiben. Ein Schema für die Entwicklung des Gottesbildes

sieht dann so aus: (nach F. Schweitzer, Lebensgeschichte und Religion, München 1987): In der frühen Kindheit glaubt das Kind so an Gott, wie die Eltern es ihm vermitteln. Gott gibt Geborgenheit, schützt vor Angst. In der mittleren Kindheit unterscheiden Kinder Gott von der Vorstellung der Eltern. Gott kann freundlich, aber auch bedrohlich sein; es gibt Himmel und Hölle. Ein „anthropomorph-mythologisches“ Gottesbild nennt das die Fachsprache, also menschlich geformt, märchenhaft. In der späteren Kindheit wird Gott abstrakt: ein Geist, ein Nebel, man kann ihn nicht fassen. In der Jugendzeit lebt Gott schließlich nur noch „im Untergrund“, Kirche und Glaube werden abgelehnt. Bei der Frage nach Freundschaft und Schuld o.ä. kommt er vielleicht ins Spiel.

Das Problem bei dieser Betrachtungsweise ist nicht die Frage nach den Vorstellungen der Menschen an sich. Das Problem ist, dass die daraus gewonnene Schematisierung zur Norm des Lehrplans wird. Ohne zum Beispiel zu unterscheiden zwischen einem gläubigen und einem ungläubigen Jugendlichen. Die Frage ist doch, durch welche Lebensform und Erziehung die Gottesvorstellung beeinflusst ist: Wird das Kind mit der Bibel in der Kirche aufgezogen? Oder lebt es kirchenfern? Und vor allem: Kann das wirklich „Gott“ sein, wenn es sich dabei lediglich um ein wechselndes Bild handelt, das mit jedem Lebensalter anders ist?

Gottesbild Nr. 3: Gott ist am Ende ein großes Puzzlebild

Der Gedanke, dass sich die menschliche Vorstellung von Gott ständig fortentwickelt, wird insbesondere im Erfolgsbuch „Gott 9.0 Wohin sich unsere Gesellschaft spirituell entwickelt“ von Werner „Tiki“ Küstenmacher vertreten. Küstenmacher, der nach wie vor Pfarrer der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Bayern ist, sagt von sich selbst, dass er sich vom traditionellen Glauben wegentwickelt habe. Er sieht einen spirituellen Prozess, in dem die Menschheit von niedrigeren, minderwertigen zu höheren, angemesseneren Gottesbildern fortschreitet. Dieser Prozess wird durch eine Spirale mit 9 Stufen und Farben eingeteilt. (Mehr dazu im Beitrag: „Müssen wir auf neue Art von Gott reden?, S. xxx)

Doch wie bei der Religionspädagogik wird aus „Gott“ in diesem Fall etwas Abstraktes, so etwas wie ein großer Baum, unter dem die ganze Menschheit mit ihren unterschiedlichen Glaubensweisen friedlich beieinander sitzt. Braucht man diesen Baum? Gibt es ihn? Und vor allem: Kann er helfen, wenn es darauf ankommt?

II. Wie die Bibel von „Gottesbildern“ redet.

Das menschliche Gottesbild ist verboten

Mit der Selbstvorstellung Gottes in den Zehn Geboten (2. Mose 20, 2ff) ist sofort klar: Gott ist eine Person. Er hat einen Namen: Jahwe. Und er greift aktiv in das Weltgeschehen ein, wie bei der Rettung Israels aus Ägypten. Man kann ihn real

erfahren. Man kann ihn aber nur recht verstehen, wenn man sein lebendiges Wort kennt; in diesem Fall eine dröhnende Stimme vom Berg Sinai herunter. Dieser Gott, der aus Rauch, Blitz und Erdbeben des Gottesbergs heraus spricht, lehnt andere Götter strikt ab. Warum? Weil es gar keine Götter sind. Weil es sich vielmehr um Gottesvorstellungen menschlicher Religion handelt, die am wahren Gott vorbeigehen. Sie verdrängen die wahre Anbetung, den wahren Glauben, sie rauben den Menschen Rettung und Segen. Deshalb muss man sich von ihnen abkehren.

Das originale zweite Gebot, das Bilderverbot, lernen wir im Katechismus nicht. Man kann es als Entfaltung und Erklärung des ersten Gebots sehen: Keine andern Götter! Nun kann man fragen, was denn problematisch an irgendeinem Bild von Vögeln, Wassertieren oder Personen sein soll, bis durch Vers 5 klar wird: es geht um ein Kultbild, eine Götterstatue, die angebetet wird, der man Opfer bringt, die im Mittelpunkt einer menschlichen Religion steht.

Weil Gott unsichtbar ist, hat der Mensch ein Bedürfnis nach einem sichtbaren Gott. Er löst dieses Problem gerne so, dass er sich einen Gott herstellt: siehe Aaron am Berg Sinai. Als Mose lange ausbleibt, sammelt er den Goldschmuck und gießt daraus ein Kalbsbild: Seht, da ist Gott, Gott zum Anschauen, zum Betasten, zum Mittragen auf der Wanderung, unser Gott – der Starke, der Kämpferische, der Fruchtbare! Gott ist so entsetzt über die Verirrung mit dem goldenen Kalb, dass er in seinem Zorn das ganze Volk auslöschen will. Moses Fürbitte rettet Israel vor dem Todesgericht. Es wird deutlich: An dieser Stelle versteht Gott keinen Spaß. Er sieht sich in Frage gestellt, der Mensch verwirkt sein Lebensrecht auf dieser Erde.

Doch was ist, wenn eine Religion gar keine Götterstatuen kennt, wie zum Beispiel der Islam, oder wenn eine moderne Theologie nur Gedanken über Gott äußert – greift dann das Bilderverbot nicht? Doch, denn es geht nicht nur ums Kultbild im äußerlichen Sinne, sondern auch immer um ein Gedankenbild von Gott. Das wird deutlich bei der Evangelisationsrede von Paulus in Athen, einer Stadt mit hunderten von öffentlich ausgestellten Götterstatuen. Paulus macht den Athenern klar, dass sie ein verkehrtes inneres Bild von Gott haben: „Gott wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind“ (Apostelgeschichte 17,24), man muss ihn nicht bedienen mit Opfergaben. Er ist jedem viel näher, als man denkt. Mit dem Tempelkult hängen bestimmte Vorstellungen von Gott zusammen, Vorstellungen, die Paulus korrigiert, indem er verkündigt: Gott ist der Schöpfer und Richter der Welt, er zieht jeden zur Verantwortung. Man kann vor ihm nur bestehen, wenn man an den auferstandenen Jesus glaubt. Diese Botschaft zertrümmert die griechischen Göttermythen von den Göttern, die auf dem Olymp herumsitzen und sich streiten. Gott ist ernst zu nehmen als der, der alles in der Hand hat. Er nimmt jeden einzelnen von uns ernst: Das ist unser Problem, das ist aber auch unser Glück.

Es geht nicht nur auf dem Areopag, sondern in der ganzen Bibel um den Konflikt zwischen dem wahren Gott und den falschen Gottesbildern, auch im Sinn von Gedankenbildern und Herzensprägungen. Deshalb wurde Israel immer wieder

ermahnt, sich abzugrenzen von andern Religionen des Orients. Faktisch wurde viel Religionsvermischung gelebt, aber die Propheten bestanden auf den Geboten von der Einzigartigkeit Gottes. Bei Paulus sehen wir die Abgrenzung von der römisch-griechischen Religion: Nur so funktionierte die Evangelisierung und Christianisierung der Welt. Es ging in der Geschichte nie um die Entwicklung eines neuen Gottesbildes, sondern immer um die Auseinandersetzung zwischen biblischem Gott und heidnischen „Gottesbildern“.

Jesus ist das einzig richtige Gottesbild

Beim Abschied von Jesus fragt der Jünger Philippus: „Herr, zeige uns den Vater“ (Johannes 14,8). Es ist die Frage nach dem unsichtbaren Gott. Man merkt an der Frage, dass Philippus drei Jahre bei Jesus in die Schule gegangen ist. Er weiß bereits: Wir haben es nicht mit einem allgemeinen Gottesbegriff zu tun, nicht mit einem fernen Gott, sondern mit dem „Vater“. Dieser Vertrauensbegriff fasst die Lehre von Jesus zusammen: Glaubt nicht einfach an Gott, glaubt an den Vater. Doch Philippus hakt nach: Wie ist er denn eigentlich, der Vater, wie kann ich sein Wesen erfassen? Da antwortet Jesus: „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Das heißt: Es gibt eine wesensmäßige Übereinstimmung zwischen Gott Vater und Sohn. Und: An Jesu Taten und Worten kann man Gottes Wesen ablesen. Was die Jünger und wir an Jesus beobachten, das dürfen wir auf den Vater übertragen.

Denken wir an die *Taten* von Jesus: Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße – Gott dient seinen Leuten in Liebe. Jesus holt seinen verstorbenen Freund Lazarus aus dem Grab – Gott ruft seine Leute ins Leben. Jesus macht einen Blindgeborenen gesund – Gott kümmert sich um Behinderte, Gott kann Wunder tun, Gott schenkt einmal in der Ewigkeit perfekte Gesundheit ohne Einschränkung.

Den Charakter Gottes lernen wir aber gerade auch durch die *Worte* von Jesus kennen. Jesus war Prediger und Lehrer, sah seine Aufgabe darin, den Vater zu offenbaren. „Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst aus“ (Johannes 14,10). Jesus redet ganz im Sinne und aus dem Herzen Gottes des Vaters heraus. Jesus erzählt beispielsweise das berühmte Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15). Der verlorene Sohn hat sein Erbe verprasst und kehrt abgerissen nach Hause zurück. Was macht der Vater? Er nimmt ihn mit offenen Armen auf. Jesus verkündet damit den barmherzigen Gott, der den umkehrenden Sünder barmherzig annimmt. Das ist die Wahrheit über Gott.

Freilich muss man beachten, dass das nicht in dem Sinne die ganze Wahrheit ist, dass jemand, der Lukas 15 gehört hat, damit schon alles über Gott weiß. Die Verkündigung von Jesus zeigt Stück um Stück das richtige Gottesverständnis auf. So stößt, wer weiterliest, auf das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Lukas 16). Es ist die Stelle, an der Jesus am meisten über das Jenseits nach dem Sterben sagt. Der Reiche, der herrlich und in Freuden gelebt hat, aber offenbar ohne Blick für den Bedürftigen, ohne ein von Gott geformtes Herz, landet in einer Art

Vorhölle: ein Platz, an dem er total getrennt ist von Gott und unter Schmerzen auf seine Verurteilung im Jüngsten Gericht wartet. Lazarus aber („Gotthilf“ lautet der Name) hat in seinem Elend offenbar nach Gott geschrien. Nach seinem Tod bringen ihn die Engel in Abrahams Schoß, das heißt in die Gemeinschaft der Gesegneten, die auf den Eintritt ins ewige Leben warten. Das schwer Erträgliche an diesem Gleichnis ist die Aussage, dass von der Gottestrennung aus nicht einmal mehr ein Besuch im himmlischen Warteraum möglich ist. Wer in diesem Leben die Chance verpasst, zu Gott umzukehren, erhält nachher keine Chance mehr.

Sofort bemerken wir: Die Verkündigung von Jesus ist nicht immer so einladend und herzerfrischend wie in Lukas 15. Sie kann auch hart und anstößig sein. Gott ist auch der Richter, der dem Menschen, der von ihm getrennt leben will, seinen Willen in Ewigkeit lässt – und das ist dann wirklich die Hölle. Diese Verkündigung ernst nehmen und ihr nicht ausweichen, heißt: Jesus ernst nehmen als kompetenten Lehrer über Gott, als wahres „Gottesbild“.

Die Bibel schafft die richtige Gotteserkenntnis

Die Jünger haben Jesus gesehen und gehört und uns die Evangelien mitgeteilt. Paulus ist von Jesus persönlich belehrt worden, und hat die meisten Briefe des Neuen Testaments geschrieben. So erfahren wir in der Heiligen Schrift wie Jesus ist, so erkennen wir wie Gott ist.

Man kann das studieren, zum Beispiel in 2. Korinther 4,3-6: „Ist nun aber unser Evangelium verdeckt, so ist's denen verdeckt, die verloren werden, den Ungläubigen, denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendet hat, dass sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes. Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.“ Paulus verkündet Jesus. Den Jesus, den er das Ebenbild Gottes nennt. Die einen Zuhörer lehnen seine Verkündigung ab. Sie bleiben verblendet für Gott, glauben weiterhin an ihre Götter oder gar nichts. Den anderen fällt die Paulus-Predigt sozusagen ins Herz. In ihrem Herzen gibt es ein Wunder wie am ersten Tag der Schöpfung: Licht strahlt auf – das meint die innere Erleuchtung: Ach ja, so ist der Mensch! Ach ja, so klar und barmherzig strahlt Gottes Gesicht für uns auf!

Jede Verkündigung, Predigt, Bibellese ist sozusagen Künstlerarbeit Gottes: Er malt uns Jesus und sich selbst ins Herz hinein. Unser bisheriges Bild von Gott wird korrigiert, vertieft, renoviert. Uns wird Gott neu klar, lebendig, gegenwärtig. Deshalb bekehren wir uns, beten Gott an, ordnen unser Leben neu. Das Geheimnis von spannender Predigt oder Bibelarbeit ist das Geheimnis der Offenbarung des wahren Gottesbildes: Plötzlich erschrecke ich vor Gott, dem Richter. Plötzlich wird mir das

Herz warm angesichts von Gottes Liebe am Kreuz. Plötzlich merke ich, dass ich auch in meinem „christlichen“ Verhalten falsch liege.

Deshalb werden Gottesdienst und Kirche zugleich so langweilig bzw. belanglos, wenn die biblische Verkündigung fehlt. Dann tauschen sich Menschen nur noch über ihre fertigen, falschen Gottesbilder aus. Dasselbe gilt für den Religionsunterricht und die Jugendarbeit: Ohne aufgeschlagene Bibel gerät alles zur Reflexion rein menschlicher Gottesvorstellungen. Aber sie helfen nicht, heilen nicht, retten nicht. Sie führen nur in die Irre und in ein ewiges Verderben.

Dieser Beitrag ist die bearbeitete Fassung eines Referats, das Pfarrer Dr. Tobias Eißler bei der diesjährigen Osterkonferenz OKO auf der Hensoltshöhe gehalten hat.